

Jede Kultur und Subkultur erhebt heute einen Anspruch auf Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit vor anderen. Bedeutet dieser sich so definierende Kulturrelativismus, daß auch alle Definitionen von Glück und Selbsterfüllung gleiche Gültigkeit beanspruchen können? Vor diese Frage gestellt, scheint die Welt, die man mit Hilfe der Wissenschaft und ihrer Rationalität erschließen wollte, in unzählige beliebige Segmente zu zerfallen, deren innerer Logik von außen nicht beizukommen ist. Der begeisternden Utopie der Vielfalt folgen Irritation und Ratlosigkeit.

Die alltägliche Suche nach dem Verborgenen

Die Pädagogik zwischen Kulturrelativismus und Universalismus

Von Maria Dietzel-Papakyriakou

Das Umbenennen der Ausländerpädagogik in Interkulturelle Pädagogik geht auf den in der Wissenschaft gern benutzten, weil auf reale oder vermeintlich neue Erkenntnisse hinweisenden Begriff des Paradigmenwechsels zurück. Seine Ursprünge lassen sich sowohl in den theoretischen Kursänderungen der Pädagogik in den 70er und 80er Jahren als auch in dem neuen Bewußtsein über die migrationspolitische Situation des Landes ausmachen. Die Interkulturelle Pädagogik

ist als eine Qualifikation zu verstehen, die pädagogische Akteure in die Lage versetzt, die einheimischen und immigrierten Mitglieder der Gesellschaft zu einem konstruktiven, vorurteilsfreien und bewußten Umgang miteinander zu befähigen. Interkulturelle Pädagogik fördert hiermit die Chancen der Mitglieder einer Gesellschaft zur demokratischen Teilnahme und Teilhabe.

Deutschland hat sich, wie fast alle Länder Westeuropas, vom Nationalstaat zur Einwanderungsgesell-

schaft verändert. Die Existenz von ethnisch und kulturell homogenen Nationalstaaten allerdings war mehr eine Utopie des 19. Jahrhunderts als je eine Realität, während die Entwicklung zur kulturell heterogenen Einwanderungsgesellschaft inzwischen eine unumstößliche Tatsache ist. Selbst wenn die Zahlen der heutigen und kommenden Einwanderungen sich angesichts der Zwänge der Aufnahmegesellschaften auf einem niedrigeren Niveau regulieren lassen, bleibt Einwanderung als Phänomen



Maria Dietzel-Papakyriakou

irreversibel: Die Globalisierung und Öffnung von Kapital-, Waren- und Arbeitsmärkten und die demographischen Defizite machen die Einwanderung zu einer zwangsläufigen und notwendigen Entwicklung. Die Neuordnung der Welt nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers, die zunehmende Verelendung der sogenannten Dritten Welt hat zu neuen Mobilitätsprozessen geführt. Ihre Quantifizierung wird oft mit beunruhigenden Szenarien verbunden. Unabhängig davon, ob diese Szenarien ihre Berechtigung haben oder nicht, bringt Einwanderung zusätzliche schwer voraus-sagbare Veränderungen für eine bereits unübersichtliche Zukunft mit sich.

Bewußtsein und Betroffenheit

Vor dem Hintergrund des hiermit verbundenen gesellschaftlichen Wandels kommt heute die Mehrzahl der Studierenden mit den neuen Inhalten und Überlegungen der Interkulturellen Pädagogik in Berührung. Im Lehramt gehört das Thema zum Pflichtkanon. Im erziehungswissenschaftlichen Diplomstudiengang ist es als Studienrichtung und im Zusatzstudiengang Interkulturelle Pädagogik für die Lehramter als Spezialisierung etabliert.

Studierende tendieren dazu, ebenso wie wir alle, Komplexität zu reduzieren, um die Welt zu verstehen und in ihr agieren zu können. Dies gilt für die Organisation des Studiums, für jedes Fach und für eine Universität-Gesamthochschule mit ihrer sehr heterogenen Studierendenpopulation in besonderer Weise. Angesichts dessen müssen Themen und Inhalte durch die Demonstration ihrer Legitimität und Relevanz versuchen, einen Platz im abgestimmten Raum der intellektuellen Anstrengungen zu gewinnen.

Ein bei Studierenden im vorwissenschaftlichen Stadium auftretendes Syndrom stellt die Indifferenz gegenüber bestimmten Elementen

des jeweiligen Curriculums dar. Diese Indifferenz wird durch ein trügerisches Gefühl des „Nicht-Betroffenseins“ erzeugt. Es ist erstaunlich, wie hoch der Anteil derjenigen unter den Studierenden ist, die nie mit Migranten Kontakt hatten und für die „Einwanderungsprozesse“, auf die eigene berufliche Zukunft bezogen, nur marginale Bedeutung haben. Erstaunlich hoch ist gleichzeitig der Anteil der Studierenden, die sich, nach einer entsprechenden Anregung und genauerem Nachdenken, als „einheimisch“ verstehen, obwohl sie selbst unmittelbar oder entfernt Abkömmlinge von Einwanderern sind.

Die subjektiv empfundene Nichtrelevanz des Phänomens „Einwanderung“ und die daraus resultierende Indifferenz ist am meisten bei den Studierenden der naturwissenschaftlichen Fächer verbreitet. Diese, den einzelnen in seinen intellektuellen Bemühungen entlastende Einstellung verschanzte sich oft hinter einer naiven Gläubigkeit an die gesellschaftliche Neutralität der exakten Wissenschaften. Was haben Mathematik oder Physik, Biologie oder Sport und Technik mit Migration und ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Folgen zu tun? Eine Frage, die auch im Hinblick auf die Geschlechterdifferenz und ihre Bedeutung für kognitive Prozesse gestellt wird.

Gelingt es, die Indifferenz durch die Erbringung des Nachweises, daß die Einwanderung und ihre pädagogischen Folgewirkungen in engen Zusammenhang mit der angestrebten beruflichen Zukunft steht, zu überwinden, dann ist dieser erste Schritt strenggenommen als ein wissenschaftstheoretischer Erfolg zu sehen. Die Bedeutung gesellschaftlicher Hintergründe für die Erziehung, wie auch der Bereich heißt, in dem das Fach Interkulturelle Pädagogik angesiedelt ist, wird anerkannt. Der für ihre Analyse notwendige Erwerb von Qualifikationen wird akzeptiert. Neue Erkenntnisse sind allerdings

erst durch die Erschütterung der Alltagsgewisheiten zu erlangen. Diese machen in bezug auf Einwanderung jedoch oft in einem zweiten Stadium bereits aktiv vorhandenen oder latenten Unsicherheiten und Ängsten Platz. Solche Verunsicherungen müssen ernst genommen werden. Sie sind nicht nur mit den mit der Interkulturellen Pädagogik verbundenen, offenen theoretischen Fragen und Dilemmata zu erklären, sondern sie gehen vielmehr auf existentielle Ängste, die mit einer undurchschaubaren gesellschaftlichen Entwicklung verbunden sind, zurück.

Um der berechtigten Unruhe unter den Studierenden zu begegnen, darf sich eine Hochschule nicht auf die reine Wissensvermittlung beschränken – was ohnehin ihrem Selbstverständnis widersprechen würde. Sondern sie muß sich auch den notwendigen Einstellungsänderungen stellen, „Identitätsarbeit“ leisten, was bekanntlich zum schwierigeren Teil des Lehrprogramms gehört. Dies ist allerdings auch der Fall bei denjenigen, die sich bei der Wahl der Studienrichtung für das Hauptstudienfach „Interkulturelle Erziehung“ bewußt entscheiden.

Die Präferenz bei diesen Studierenden geht auf eine dezidiert positive Einstellung zu den Phänomenen der Einwanderung zurück. Die Hintergründe sind vielfältiger Art: Biographische Erlebnisse und konkrete persönliche Bezüge. Zugehörigkeit zu einer der Migrantengruppen, ideologisch-politische Positionen, Kosmopolitismus sind unter anderem in den Motiven zu zählen. Auch bei dieser Gruppe gilt es, vorwissenschaftliche Alltagstheorien durch fundiertes Wissen zu ersetzen. Um Enttäuschungen zu vermeiden, die jede berufliche Praxis parat hat, und um die Fachwahl auf eine fundierte Wissensbasis zu stellen, sind auch Ernüchterungen in Kauf zu nehmen. Dem Enthusiasmus missionarischer Art, der manche der angehenden Pädagoginnen oder Pädago-

gen zum Fach geführt hat, stehen nicht erst seit gestern die noch offenen Fragen der Interkulturellen Pädagogik gegenüber.

Ratlos in der Vielfalt

Sie betreffen die Chancen aber auch die Risiken der Migration im Bereich der kulturellen Vielfalt und hiermit auch der Wertevielfalt, der kulturellen Annäherung aber auch der Konfrontation von Kultursystemen, der Suche nach universalistischen Prinzipien und der Entfaltung der Partikularismen, der Unbegrenztheit von Menschenrechten und der Begrenztheit von Bürgerrechten, der Notwendigkeit sozialer Integration und Chancengleichheit bei Rücknahme oder Verringerung von sozialen Gütern und Ressourcen. Dem Unbehagen ist nicht mit idealisierten Vorstellungen einer multikulturellen Gesellschaft beizukommen. Der intellektuellen Unruhe müssen vielmehr Wege für eine ernsthafte und sorgfältige Suche nach einer pädagogischen Praxis geöffnet werden, begleitet von dem Minimum an Optimismus, das der Profession innewohnt. Pädagogik soll die Individuen befähigen, in ihrem Streben nach Glück und Selbsterfüllung die zur Verfügung stehenden sozialen Ressourcen zu erschließen und die sie umgebende Welt und ihre sozialen Regeln und Anforderungen zu reflektieren. Nun sind Glück und Selbsterfüllung in den verschiedenen kulturellen Systemen verschieden definiert.

Kulturen erheben ihren Anspruch auf Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit erst, wenn sie in Berührung miteinander treten. Von der Antike, in den Briefen des Anarcharis an die Athener, über Montaigne und Lessing bis zur heutigen Kontroverse zwischen dem Universalismus der Moderne und dem Kulturrelativismus der Postmoderne liegen faszinierende und herausfordernde Zeugnisse einer der wichtigsten Aspekte des zwischenmenschli-

chen Daseins vor. Bereits die Aufklärung ging gegen den christlichen Universalismus vor, indem sie auf die Legitimität des Andersseins und die Abhängigkeit der moralischen Prinzipien von der jeweiligen historischen Epoche und ihren materiellen Bedingungen aufmerksam machte. Ethnologen wie Margaret Mead wiesen auf die Bedeutung des Kontextes für die Entwicklung der Persönlichkeit hin und relativierten Verhaltensdispositionen, die bis dahin als universell galten.

In den postmodernen Gesellschaften nimmt die Pluralisierung der Lebensformen zu. Die sich vielfältigenden kulturellen Differenzen artikulieren sich heute zunehmend offensiv und erhöhen damit ihren Anspruch nach gleichwertiger Geltung. Nicht nur bei den Migrantenkulturen, sondern auch bei anderen, oft schichtübergreifenden gesellschaftlichen Gruppen wie den Frauen und den Homosexuellen – die sich oft auch als kulturelle Minoritäten verstehen – wächst die Vehemenz, mit der sie ihre besonderen Weltauffassungen und Weltdeutungen und damit ihre Fremdheit und ihr Anderssein hervorheben. Sie schöpfen ihr Selbstbewußtsein aus der Verlagerung der Betrachtungsbasis vom Defizit- zum Differenztheorem unserer Zeit und weisen zugleich alle aus ihrer Sicht universalistischen Zumutungen zurück – also alle Prinzipien, die an eine übergeordnete, außerhalb der partikularistischen kulturellen Systeme liegenden Rationalität anknüpfen. Sie werden als Verletzung des Gleichberechtigungsideals verstanden. Statt dessen wird der Anspruch auf Anerkennung der Gleichwertigkeit der Kulturen und Subkulturen erhoben. Bedeutet aber dieser sich so definierende Kulturrelativismus, daß auch alle Definitionen von Glück und Selbsterfüllung gleiche Gültigkeit beanspruchen können? Vor eine solche Frage gestellt, scheint die Welt, die man mit Hilfe der Wissenschaft und ihrer Rationalität

erschließen wollte, in unzählige beliebige Segmente, deren inneren Logik von außen nicht beizukommen ist, zu zerfallen. Der begeisterten Utopie der Vielfalt und der Gleichberechtigung aller Kulturen und Subkulturen folgt die Irritation und die Ratlosigkeit.

Die Fremdheit des Nächsten

Dieses Problem ist jedoch für die Pädagogik nicht nur nicht neu, sondern vielmehr fachimmanent. Der Pädagogik geht es schon immer um die Entschlüsselung der ihr vorgelegten und von ihr zu lösenden Probleme. Die Frage nach der kulturellen Vielfalt, der Begegnung mit dem Fremden, ist deshalb für sie keineswegs eine neue, durch aktuelle Migrationsphänomene produzierte Frage, weil sie von Anbeginn der Selbstvergewisserung in der Pädagogik konstitutiv für die Disziplin ist. Auch innerhalb des eigenen kulturellen Systems oder Subsystems bleibt der Andere ein nicht vollständig zu erschließender Fremder. Fremd für die Pädagogik ist prinzipiell jeder und jede ihrer Klienten. Fremd ist der Drogenabhängige oder der Obdachlose, dessen Welt die Professionellen der Pädagogik ja nicht angehören. Fremd sind der Pädagogik im weitesten Sinne alle, die sich an sie wenden oder ihr zugeführt werden, diejenigen, die sich in ein anderes, von der Gesellschaft abweichendes kulturelles System begeben haben, ebenso wie die Heranwachsenden, die sich Erstzugänge, oder die Erwachsenen, die sich Neuzugänge in die kulturelle Welt erschließen müssen oder wollen. Die Pädagogik selbst ist wiederum, unabhängig davon, ob sie sich einer erklärenden, verstehenden oder emanzipierenden Tradition verpflichtet fühlt, als ein für ihre Adressaten fremdes, kulturelles System zu verstehen. Insofern geht es immer um ein Bemühen der Verständigung im Umgang mit der Fremdheit über kulturelle Grenzen hinweg.

Eine selbstreflexive Pädagogik ist sich der grundsätzlichen Fremdheit ihrer Adressaten bewußt und bemüht, das Anderssein, seine Symbole, seine Deutungssysteme, die Einstellungen und Verhaltensweisen, diejenigen offenen und geheimen Matrizen, die die mit ihr interagierenden Individuen während ihrer Sozialisation verinnerlicht haben, zu verstehen. In diesem Sinne ist Pädagogik dem wissenschaftlichen Ethos der Suche nach dem Verborgenen verpflichtet. Im noch nicht Bewußten müssen die Ursachen des Unbehagens der zu Erziehenden oder auch die noch nicht aufgespürten Entwicklungsmöglichkeiten entdeckt werden.

Hierzu kann die Pädagogik ihr hermeneutisches Arsenal einsetzen, wobei hermeneutisches Verstehen nicht mit Verständnis oder sogar Einverständnis gleichzusetzen ist, sondern den Versuch darstellt, Sinn und Bedeutung von Handeln und Denken zu entschlüsseln. Die Pädagogik ist sich bei diesem Versuch ihrer Grenzen bewußt, denn sie ist weder in der Lage, noch kann sie gewillt sein, die Perspektive des Anderen völlig zu übernehmen. Ein totaler Wechsel der Perspektiven führte, wäre er überhaupt möglich, zum totalen Relationismus und zur Handlungsunfähigkeit.

Einerseits weisen die Adressaten, unter ihnen auch die Angehörigen kultureller Minoritäten, auf ihr exklusives Wissen über ihr Anliegen und auf die Grenzen des Verstehens hin, um sich in die letzten Winkel ihrer kulturellen Undurchdringlichkeit zurückziehen und sich der Kolonisierung durch eine allumfassende Pädagogik entziehen zu können. Andererseits verschafft das Bewußtsein der eigenen Begrenztheit im Verstehen die für die Betrachtung und Reflexion notwendige Distanz und schützt die Pädagogik vor einer übertriebenen Identifikation, die mit emotionalen Konflikten, Vorlieben und Benachteiligungen verbunden ist.

Der Weg als Ziel

Pädagogik ist eine Wissenschaft, die über die systematische Analyse und akribische Diagnostik hinaus durch die Vermittlung von Handlungsorientierungen zum Handeln herausgefordert ist. Dabei ist sie als reflexive Wissenschaft verpflichtet, sich über ihr Tun ständig Rechenschaft abzulegen. Das Wissen über die Vielfalt der Weltauffassungen und Weltdeutungen macht bescheiden und zwingt zur ständigen Reflexion des eigenen Handelns. Daraus entsteht jene experimentelle Haltung, die Innovation, kreativen Umgang im pädagogischen Alltag und Wissen ermöglicht, um Ursachen von Leiden oder brachliegende Potentiale zu entdecken. Mit Hilfe dieses Wissens können dann die Individuen befähigt werden, Schwierigkeiten zu überwinden und sich zu entfalten. Die Frage ist, ob dabei über die verschiedenen kulturellen Definitionen hinweg für alle unterschiedlichen Kulturen angehörenden Individuen höchste Normen existieren, die die Pädagogik zum Programm erheben und zur unerschütterlichen Operationsbasis machen kann.

Auch die Normendiskussion in der Pädagogik ist keineswegs neu, sie ist ein Motiv, das die Disziplin seit ihrer bewußten selbstreflexiven Existenz begleitet – nämlich in Form der Frage, auf welche Ziele hin Pädagogik intervenieren soll. Dabei ist Pädagogik auf die Mitarbeit der an sie herantretenden oder der an sie herangeführten Klienten angewiesen, weil die anderen, die Fremden, die Experten des Anliegens sind, derentwegen sie zur Pädagogik kommen. Und sie sind diejenigen, die entscheiden, ob Pädagogik zum Zuge kommt, indem sie die Ziele der pädagogischen Bemühungen erkennen und zulassen. Diese Ziele können, sollen sie von den Adressaten angenommen werden, nicht von der Pädagogik monologisch und einseitig gesetzt werden. Die Ziele der pädagogischen Bemühungen ergeben

sich vielmehr im pädagogischen Gespräch.

Das pädagogische Gespräch ist somit nicht voraussetzungslos. Voraussetzung ist es, gerade diese Ziele herauszufinden. Die Suche nach den Zielen stellt zugleich das gemeinsame Anliegen von Pädagogik und Klienten dar, wenn sie in Interaktion miteinander treten. Dies kann als die erste Norm gelten, worüber sich die beiden Systeme, das professionelle System der Pädagogik und das kulturelle System des Adressaten, bereits verständigt haben. Diese gemeinsame und zugleich kulturübergreifende Bestrebung ist die erste Voraussetzung, die vom Adressaten der pädagogischen Anstrengung akzeptiert werden muß, damit pädagogische Interaktion überhaupt stattfinden kann.

Die Pädagogik tritt in diese Interaktion mit allen ihren Voraussetzungen ein, mit allen ihren methodischen und methodologischen Vorverständnissen, die sie als Profession begründen. Dieses professionelle Mehrwissen der Pädagogik führt zu Asymmetrien, die wiederum nur durch die bewußte pädagogische Aktion verringert werden können. Hier wird eine weitere kulturübergreifende Norm erkennbar, nämlich das Ziel, diese Asymmetrien in der gemeinsamen Arbeit – wenn nicht vollständig, dann doch soweit wie möglich – abzubauen. Dies bedeutet für die Pädagogik Erweiterung und Verfeinerung ihres Verstehensrepertoires in bezug auf die kulturellen Systeme ihrer Adressaten, und es bedeutet für die Adressaten die Erweiterung ihrer Kommunikationsfähigkeiten in der pädagogischen Interaktion.

In der pädagogischen Interaktion werden darüber hinaus gemeinsame Wissensbestände produziert, aus der sich eine Steigerung der Kompetenz beider Beteiligten ergibt. Diese Kompetenzsteigerung ist auch die Bedingung für das Gelingen der pädagogischen Bemühungen. Das Ziel der pädagogischen Bemühungen

gen, ihr vollständiges Gelingen ist wiederum idealerweise ein Zustand, in dem Pädagogik bei ihren Adressaten eine solche Kompetenzsteigerung erreicht hat, die sie von der pädagogischen Intervention emanzipiert. Beim besten Erfolg macht sich also die Pädagogik überflüssig und wird von ihren nun kompetenten Adressaten entlassen. Daraus ließe sich ein weiteres normatives Ziel ableiten, nämlich das Einvernehmen beider Seiten, der Pädagogik und der Adressaten, die pädagogische Interaktion so zu gestalten, daß sie sich durch Kompetenzsteigerung wieder voneinander trennen können. Diese Kompetenzsteigerung ist eine über die kulturell-partikularistischen Grenzen hinweg reichende Erweiterung des Kommunikationsrepertoires.

Wenn also die verschiedenen Kulturen ihrem Anderssein Geltung verschaffen wollen, wenn sie auf Selbstdefinition und Selbstartikulation in der pädagogischen Interaktion bestehen, sind sie andererseits doch auf die Vermittlung von außerhalb ihrer Kultur liegenden und damit universalistischen Kompetenzen durch die Pädagogik angewiesen. Die Durchsetzung der kulturell-partikularistischen Geltungsansprüche, die die Adressaten der Pädagogik an die Profession stellen, kann nur mit Einvernehmen über universalistische Ziele und durch den Einsatz universalistischer Kompetenzen gelingen, die die Pädagogik vermitteln muß. Was die Pädagogik und ihre Adressaten also über kulturelle Relativismen hinwegführen kann, sind die notwendigen Vorverständigungen über die gemeinsamen Ziele der pädagogischen Bemühungen und die Förderung der Kommunikationsfähigkeiten für eine symmetrische und erfolgreiche pädagogische Interaktion.

